

Der Lohn des Dichters.

Von Lars Billing. Aus dem Norwegischen von Georg Gärtner.

Lorenz Falk war Autor und Jedermann weiß, wie derlich es ist, „Schriftsteller“ zu sein — vor allem in Norwegen.

Das lebende Publikum ist zwar keinesfalls so groß, daß man Gefahr läuft, durch das, was man schreibt, Millionen zu werden, aber der junge Dichter findet allertüchtigsten Ernährungsgrundlage.

Er ist freisinnig, so erhält er eine Zulage von dem „Sorking“, ist er konservativ, dann wird er mit dem „Schäffer'schen Legat“ von 400 Kronen bedacht für eine lange Reihe ins Ausland.

Also reich geworden, verweilt er ein Jahr in Rom und Paris, wo er lämmliche Museen besucht und ein treuer Gast des „Ständemännlichen Vereines“ ist. Kehrt er wieder ins Vaterland zurück, dann ist Jedermann übertrieben freundlich und herablassend gegen ihn.

Alle seine Bekannten drücken ihm die Hand, als ob jeder von ihnen ein Jahr Kost und Logis im „Grand Hotel du Boulevard“ für ihn bezahlt hätte, und fragen ihn: wo er in der Zeit Nutzen aus seiner Reise gezogen und ob er Einbrüche in sich aufgenommen habe.

Und die jungen Damen, welche die feste Ueberzeugung haben, daß die Lust in Rom ebenso heilsam ist für einen Dichter wie das Klima von Mentone für Schwindsüchtige, leben in der Hoffnung, auf Weihnachten durch ein neues „großes Gedicht“ von seiner Muse beehrt zu werden. Lorenz Falk gehörte zu den Dichtern, deren Loos einigermaßen „rosenfarbener“ ist.

Seine Bücher fanden stets Käufer, seine Arbeit wurde deshalb gut bezahlt und so war er verhältnismäßig wohlhabend geworden.

Er hatte die unbedingt notwendigen ausländischen Reisen gemacht, die nöthigen Einbrüche in sich aufgenommen.

Seine Bücher waren in Kopenhagen herausgegeben und auf holländischen Schnellpressen gedruckt worden, und deshalb fanden sie Gnade in den Augen der norwegischen Kritik.

Es ist mit norwegischen Schriftstellern gerade wie mit im Fremde fabrizirtem Eau de Cologne. Wenn die Kritik auswärts ist, dann ist das Dheur sein.

Eines Nachmittags saß Lorenz Falk allein in seinem Zimmer.

Es war ein großes, elegant möbliertes Gemach. Die Augustonne war ihre Strahlen zwischen die reichen Blumengruppen in den Fensterrahmen, und machte die Preismaas der Gasttronen funkeln wie diamanten, während die anisen, vergoldeten, mit rothem Saffian bedeckten Stühle jauch, vergoldeten, mit ihrem glänzenden Glanze.

Der junge Autor war in schwarzer Frack und weiße Weste gekleidet. Hatte er Gäste zu erwarten? Ach nein.

Er lächelte schwach. „Das wahr ehemals. Gegenwärtig verdienen die Dichter Geld genug.“

„Ja, wenn Sie nur Bestellungen kriegen. So geht es Jedem in seinem Beruf.“

„Und wenn Sie machen, was Ihnen „bestellt“ wird.“

„Ja, das gehört dazu. Es giebt viele darunter, die zu faul sind. Ich habe einen gefannt in meiner Jugend. Er schrieb so prächtige Sachen für das „Groschen-Magazin“, das einmal in der Woche erschien. Aber sobald er einen Groschen verdient hatte, trant er wie ein Schwein. Ja, das ist nun nicht gerade richtig ausgebrückt, denn Schweine trinken nicht so viel; sie essen mehr.“

Die Klemmerschnur kam wieder in Bewegung. Es war ihr, als habe sie etwas für ihn Bedeutendes geäußert und sie fügte wie belästigend hinzu: „D, es werden unter den Dichtern vorzüglich auch viel gute sein. Das sieht man an Ihnen. Sie sind doch Dichter?“

„Ich habe wenigstens viel geschrieben.“

„Reiz?“

„Auch die.“

„Solche Geburtsstagsverse, Hochzeitstiedchen und dergleichen?“

„Man wird oft gezwungen, auch solche Dinge zu machen. Es ist also ein Beruf, den Sie gemacht haben wollen?“

„Ja, eigentlich — eigentlich mehr ein Gedicht, ein Gedicht zu einer silbernen Hochzeit. Aber es darf nicht zu teuer sein. Ich habe nur wenig Geld. Ach, sagen Sie mir, was kriegen Sie gewöhnlich für solch ein Lied?“

„Vergeben Sie mir, daß ich so frei bin, Sie das zu fragen.“

„Gewöhnlich nehme ich fünfzig Kronen, es ist denn, daß ich —“

Sie sprang entsetzt empor, als habe eine der vergoldeten Schlangen an der Stuhllehne sie in den Nacken geschlagen.

„Vergeben Sie mir — setzen Sie nicht böse,

Da wurde schüchtern die Klingel gezogen. Er blieb halb betäubt sitzen und lautliche mechanisch nach den Fußritten des Dienstmädchens, das öffnete.

Einen Augenblick später kam das Mädchen fast unhörbar herein.

Sie war tief in Trauer und zeigte, wie es sich zu der Gelegenheit schickte, ein tief melancholisches Gesicht, obgleich sie in ihrem Herzen sehr glücklich war mit ihrem neuen schwarzen Kleide.

„Da ist ein altes Weibchen, das notwendig den Herren sprechen muß.“

„Ich kann heute Niemand Rede stehen.“

„Das habe ich ihr schon gesagt, aber sie läßt sich nicht abweisen.“

„Es wird eine Bettlerin sein.“

„Das glaube ich nicht. Sie sieht so — ärmlich-vornehm aus.“

„Nun, sie tritt ein.“

Es war ein altes, gebücktes Weibchen mit runzligen Gesicht und dünnen, grauen Haaren.

Sie trug ein altes, schwarzseidenes Kleid, einen Strohhut mit verwalchenen Bändern und ein kurzes Schuttermantelchen.

An ihrem Arm hing eine kleine Reisetasche und in der einen Hand hielt sie einen sorgfältig mit Papier umwundenen Gegenstand.

Das Dienstmädchen entfernte sich. Die alte Frau blieb verlegen neben der Thüre stehen und machte ein paar tiefe Wüdlinge.

Sie war sichtlich betroffen durch die Einrichtung des Gemaches.

Lorenz stand auf und stellte einen Stuhl neben den Tisch.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“

„Lautenmal Dank.“

Sie machte mit den Händen eine Bewegung wie eine Penne, die ein Gerstenrohr sucht, und nachdem sie nach ihrer Meinung auf diese Weise die Schuhsohlen sehr gut geföhert hatte, trippelte sie zu dem Tische und nahm auf der äußersten Ecke des vergoldeten Stuhls Platz.

Er setzte sich ihr gegenüber.

„Sie wohnen hier hübsch.“

„Es geht an.“

„Solch prächtige rotte Stühle!“

„Ja, die sind nicht übel.“

„Die sind gewiß nicht billig.“

„Nicht so sehr billig.“

„Man muß gewiß viele Gedichte schreiben, ehe man solche Möbel kaufen kann.“

„Es sind Erbstücke“, sagte er, etwas unwirsch.

„Ja, sie sind alt, das sehe ich.“

Lorenz spielte ungeduldig mit seiner Klemmerschnur. Entschuldigend Sie; Sie sagten, daß Sie mich notwendig sprechen müßten. Das ist doch gewiß nicht wegen meiner Stühle. Sie sind nicht teils.“

„Nehmen Sie mir es nicht übel, mein Herr; ich war so verblüfft, als ich hereinkam. Es ist hier so hübsch und Sie selbst sind ein so stattlicher Herr. Ich meine, ein Dichter sitzt immer in einem kleinen Zimmerchen voll Tabakrauch und made kleine Verse in einem alten Schlafrock, mit einem Glase Bier vor sich.“

Er lächelte schwach.

„Das wahr ehemals. Gegenwärtig verdienen die Dichter Geld genug.“

„Ja, wenn Sie nur Bestellungen kriegen. So geht es Jedem in seinem Beruf.“

„Und wenn Sie machen, was Ihnen „bestellt“ wird.“

„Ja, das gehört dazu. Es giebt viele darunter, die zu faul sind. Ich habe einen gefannt in meiner Jugend. Er schrieb so prächtige Sachen für das „Groschen-Magazin“, das einmal in der Woche erschien. Aber sobald er einen Groschen verdient hatte, trant er wie ein Schwein. Ja, das ist nun nicht gerade richtig ausgebrückt, denn Schweine trinken nicht so viel; sie essen mehr.“

Die Klemmerschnur kam wieder in Bewegung. Es war ihr, als habe sie etwas für ihn Bedeutendes geäußert und sie fügte wie belästigend hinzu: „D, es werden unter den Dichtern vorzüglich auch viel gute sein. Das sieht man an Ihnen. Sie sind doch Dichter?“

„Ich habe wenigstens viel geschrieben.“

„Reiz?“

„Auch die.“

„Solche Geburtsstagsverse, Hochzeitstiedchen und dergleichen?“

„Man wird oft gezwungen, auch solche Dinge zu machen. Es ist also ein Beruf, den Sie gemacht haben wollen?“

„Ja, eigentlich — eigentlich mehr ein Gedicht, ein Gedicht zu einer silbernen Hochzeit. Aber es darf nicht zu teuer sein. Ich habe nur wenig Geld. Ach, sagen Sie mir, was kriegen Sie gewöhnlich für solch ein Lied?“

„Vergeben Sie mir, daß ich so frei bin, Sie das zu fragen.“

„Gewöhnlich nehme ich fünfzig Kronen, es ist denn, daß ich —“

Sie sprang entsetzt empor, als habe eine der vergoldeten Schlangen an der Stuhllehne sie in den Nacken geschlagen.

„Vergeben Sie mir — setzen Sie nicht böse,

daß ich Sie so lange aufgehalten habe: es ist die Schuld der Jungfer Jesperlen, die mich so zum Gedächtnis hielt.“

„Wer ist Fräulein Jesperlen?“

„Wir bewohnen zusammen ein Zimmerchen im Spital, und sie sagte, daß man ein hübsches Gedicht bekommen könne für drei Kronen, und wollte man fünf dran wenden, so beläme man ein extra hübsches von mindestens vier Versen. Aber ich dachte schon gleich als ich hereinkam, daß ich solch einem statlichen Herrn unmöglich fünf Kronen bieten dürfte.“

Ihr Liebes, gerungeltes Gesicht drückte so viel Traurigkeit und Scham aus, daß Lorenz sich geküßert fühlte.

„Ich las in der Zeitung so hübsche Werke von Ihnen, die Sie zu des Königs Geburtsstag geschrieben hatten. Deshalb ging ich her. Ich hätte bedenken sollen, daß ein großer Unterschied ist zwischen dem König und Jirgen Puttmacher.“

Sie nahm das Mädchen, das bis jetzt auf dem Tische gelegen hatte, wieder in ihre magere Hand und schickte sich zum Gehen an.

„Für wen ist das Gedicht bestimmt?“ fragte er.

„Für meinen Sohn. Ein Sohn ist das Beste was eine Mutter auf Erden besitzen kann.“

Er blickte auf die Spitze und leuchtete leis.

„Das weiß ich.“

„D, Sie selbst haben eine Mutter, die Sie lieben; ich bin dessen gewiß.“

„Sie wurde heute begraben“, sagte er kurz.

„Und nun komme ich alte Schwägerin her und störe Sie, anstatt Sie allein zu lassen mit Ihrem Schmerz und Sie sich in Ruhe ausweinen zu lassen. Gott segne und stärke Sie! Nun gehe ich augenblicklich.“

„Warten Sie ein wenig. Ich werde ein Gedicht für Sie schreiben.“

„Aber das wird doch heute Abend nicht mehr fertig und außerdem — außerdem, ich bin so arm.“

„Sie legen mich vorhin nicht ausreden. Ich wollte sagen, daß ich entweder fünfzig Kronen verlange für ein Gedicht oder gar nichts.“

„Aber ich kann doch nicht erwarten, daß Sie, die ich Ihnen gänzlich fremd bin —“

„Wir haben ja nun Bekanntschaft miteinander gemacht. Nehmen Sie auf einen Augenblick Platz und erzählen Sie mir etwas von Ihrem Sohn. Was ist er?“

„Er ist Buchdrucker und Eigenthümer einer kleinen Zeitung. Nun setzt er sein fünfundschwanzzigjähriges Jubiläum und seine silberne Hochzeit an eine n Tage, und da kam es mir so schön vor, wenn ich ihm ein Gedicht hätte senden können, ein hübsches Gedicht, das in seiner Zeitung abgedruckt werden könnte, daß würde ihn so sehr erfreuen.“

„Wie alt ist er?“

„Dah dreihundfünfzig Jahre. Ich selbst bin hoch in den Siebzigen, heirathete früh und wurde früh Wittwe.“

„Was war Ihr Mann?“

„Beyrer. Und, o, wie prächtiger Mann war er, wenn er nüchtern war, aber das geschah selten in der letzten Zeit. Als der Junge zwölf Jahre alt war, starb mein Mann, und dann möchte ich für andere und hielt Kostgänger, wie alle Wittwen, bis ich meinen Sohn gut erzogen und ihn in ein Geschäft gesetzt hatte, wo er kein Brod hat.“

„Und nun hilft er Ihnen gewiß.“

„Nein, er ist verheirathet, und Sie wissen wohl, wie es geht, wenn eine Familie zu vertragen ist.“

„Dann läßt man seine alte Mutter für sich selbst sorgen.“

„Ich habe sehr wenig Bedürfnisse. Nun habe ich freie Wohnung im Spital, und ich bin, Gott sei Dank, gesund, daß ich nähen und stricken kann für die Leute, und so schlag ich mich mit etwas Sparlichkeit gut durch. Mein Sohn möchte mir zwar gerne helfen, aber es ist die Frau, sehen Sie; sie hat doch Geld in die Ehe gebracht, und sie ist nicht besonders freigebig.“

„Aber wir wollten ja über das Gedicht sprechen.“

„Sie haben recht, sehen Sie, ich wollte nun nicht, daß er sich bei solchen Gelegenheiten seiner alten Mutter zu schämen brauche, und deshalb habe ich ein prächtiges Präzient gekauft.“

Der kleine eingepackte Gegenstand, den sie in der Hand hielt, wurde nun aus der Papierumhüllung genommen.

Es war ein dickhäutiges Milchlämchen von Alfennde, inwendig vergoldet und mit einer Inschrift versehen.

Sie stellte das Lämchen vor sich auf den Tisch und betrachtete es mit bewunderndem Blick.

„Ist es nicht hübsch?“

„Ja, o, so hübsch“, sagte er mit freudlichem Lächeln.

„Ist es theuer?“

„Ja, billig ist es nicht“, antwortete sie stolz. „Aber ich habe auch lange dafür gehopt, um es kaufen zu können.“

„Das glaube ich.“

„Ach, Sie sind so freundlich und gut. Ihnen kann ich wohl erzählen, wie ich so viel hab' erparren können.“

„Nun?“
 „Sehen Sie wir armen Leute leben gewöhnlich von Pumpnickel und Kaffee, eines schönen Tages fiel mir ein, das es eigentlich Torheit sei, Zucker und Milch in den Kaffee zu thun. Man kann es ebenso gut entbehren, nicht wahr?“

„Sa, im Süden trinkt man immer schwarzen Kaffee,“ sagte er erwischt.

„Da schau ein an.“
 „Und so tranten Sie schwarzen Kaffee?“

„Sa, länger als ein Jahr, und damit erhalte ich soviel, daß ich ein hübsches Präsent kaufen konnte und noch fünf Kronen übrig hatte für ein Gedicht.“ Sprach sie triumphierend.

„Pflüchtl nahm er vor seinem Schreibtisch Platz und that, als ob er zwischen den Papieren, die darauf zerstreut lagen, etwas suchte.“

„Es kamen viele nasse Fleder auf Papier.“

„Wollen Sie nun ein Buch nehmen und ein wenig lesen, dann will ich Ihnen ein schönes Gedicht machen dann zu Ihrem Mißklängen.“

„Zehntesmal Dank! Sie sind so freundlich und gut.“

„Sie blies mit gefalteten Händen sitzen und betrachtete ihn andachtsvoll.“

„Ich habe nie jemand dichten sehen. Es wird so schön sein, einmal zu sehn, wie Sie es machen.“ Er hörte nicht mehr, was sie sagte; er schrieb.

Die Feder stieg über das Papier; die Worte reichten sich aneinander wie Perlen an eine Schnur, und es entstand ein schönes, innig empfundenes Gedicht.

Er sprach im Namen der Mutter zu dem Sohne und jedes Wort athmete Liebe, die reinste, ungeliebte Liebe: Mutterliebe, die alles duldet, alles opfert, ohne etwas zurückzufordern.

Bevor er es selbst wußte war der Vers zu dem Lesen, die beiden Mißklängen fertig; es war ein Gedicht voll reiner Poesie.

Es kann Poesie stecken sogar in einem unwürdigen silbernen Mißklängen, wenn es einen gewissen Glanz dem Rechte von einem Paare liebevoller Augen entlehnt.

Lorenz drehte sich auf seinem Stuhle um und las das Gedicht vor.

Die Alle saß ganz unbeweglich mit gefalteten Händen; die Tränen rollten unauffallend über ihre Wangen, während dennoch ihr Gesicht strahlte von Zufriedenheit und Freude.

Er reichte ihr das Papier.
 Sie nahm es mit zitternden Händen entgegen und steckte es in die Manteltasche, worin die fünf Kronen wohlverwahrt lagen.

„Sie müssen selbst mich eine gute Mutter gehabt haben, sonst hätten Sie unmöglich die geheimsten Gedanken einer Mutter so wahrheitsgetreu schildern können.“

„Sie stand auf und ergreif ihre Hand.“

„Dank und nochmal Dank. Ich kann Sie nicht belohnen für Ihr schönes Gedicht; aber Ihr bester Lohn wird das Bewußtsein sein, daß Sie eine arme, alte Frau so glücklich gemacht haben, wie sie es seit langer, langer Zeit nicht war.“

„Sie nahm nun seinen Kopf in ihre mageren, bebenden Hände und küßte ihn auf die Stirne.“

„Gott segne Sie und mache Ihr künftiges Leben hell und glücklich. Da oben haben Sie eine Mutter, die für Sie betet, ich werde es oft hier unten thun, sehr oft.“

„Sie wickelte das Papier wieder um das diebische Mißklängen und trippelte mit unzähligen Blicken zum Zimmer hinaus.“

Als Lorenz allein war, fiel er mit dem Kopf auf seinen Arm und weinte; aber es waren keine Tränen der Bitterkeit.

Es war ein erschöpfendes Bad für seine brennenden Augen. Nach Verlauf einiger Augenblicke hob er den Kopf wieder empor.

Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen zwischen die Baumgruppen in die Fensterzinne und machte die Kristalle des Glaskrons funkeln in allen Farben des Regenbogens. Alles um ihn her war so hell und strahlend und schien ihm Verpflückungen zuzuführen für die Zukunft.

Er schloß sich so unendlich glücklich.

„Was jetzt hatte er nur Berle gemacht? und Prosa geschrieben. Heute hatte er zum ersten male, gedichtet; er fühlte sich Dichter und genoss die Seligkeit des Bewußtseins, daß die Dichtergabe eine der schönsten Gaben ist, die uns Sterblichen beschieden werden können.“

„D gewiß, es giebt Beten im Leben eines jeden Dichters, wo er vergeht wird von Bitterkeit, weil er zu leiden hat unter Kleinlichkeit tadelloser Kritik und ungerechtem Spott. Aber er hat auch seine herrlichen Augenblicke, voll Poesie und reiner Freude, Augenblicke, wo er ohne einige Ironie sagen kann:“

„Es ist doch schön, Dichter zu sein!“

Friedrich Stapp.

geboren am 14. März 1792.

Nach der Anschauung gefitteter Menschen ist der Mordmord unter allen Umständen ein verabscheuenswürdiges Verbrechen, und der aus „politischen“ Gründen verübte Mord erscheint uns nicht minder verdammenwerth, als die aus schändlicher Raublust entsprungene Gewaltthat. Dies gilt jedoch nach oben wie nach unten.

Die Mithrasen ihre Bomben gegen den Jaren schleudern, ob unter Verantwortlichkeit einer fremden Regierung die Bulgaren Staatsmänner der Regel oder dem Dolch zum Opfer fallen, die Thäter sind in unseren Augen gemeine Mörder und die Anstifter solch ruchlosen Beginns nicht besser. Die Geschicke und sogar diejenige, welche auf unsern Schulen gelehrt wird, hat allerdings eifrige „Zyrenensiditer“ der antiken Welt mit einer Art Gloriosa eine

geben, einige Dichter sind diesem Beispiel gefolgt, und erklärt es sich, daß in unserer Verleumdung selbst manche ursprünglich edle Natur sich zur Nachahmung der That hat hinreichende Stoffe. Das merkwürdige Beispiel hierfür ist Friedrich Stapp, der Kaiserin und Kaufmannsbeneidener, der vor hundert Jahren zu Raumburg das Licht der Welt erhellte und, erst wenn über 17 Jahre alt, im October 1809 den bei einem kalten Gefisse kaum verständlichen Versuch unternahm, Napoleon inmitten seiner Garden ums Leben zu bringen und damit, wie er sich ausdrückte, dem Vaterlande und Europa den größten Dienst zu leisten. Es sind über die Persönlichkeit des jungen Fanatikers die Aufzeichnungen seines Vaters erhalten, ferner die Membranen ehemaliger Vertrauter Napoleons, Bourienne, Savary u. s. w., und hierdurch ist das Folgende mitgetheilt.

Friedrich Stapp, am 14. März 1792 geboren, erhielt den Schulunterricht durch seinen Vater und kam mit fünfzehn Jahren bei einem Kaufmann zu Erfurt in die Lehre. In seinen Freistunden beschäftigte er sich viel mit geschichtlicher Lectüre und schloß sich mit schwärmerischer Freundschaft einem Altersgenossen, dem Buchhandlungsgeschillen Zerrenner, an, der gleich ihm die Schmach Deutschlands unter französischem Joch bitter empfand. Zerrenner trat später, wie wir nebenbei bemerken, in das Napoléonische Freicorps ein, ward während des Waffens stillstandes gefangen genommen und nach einer französischen Festung geschleppt, wo er der harten Behandlung und den Entbehrungen erlag. Daß er um den Plan seines Freundes gewußt, ergibt sich aus dem Folgenden, letzterer vermehrte Niemanden in sein Vorhaben eingeweiht zu haben. Oesterreich hatte schwere Niederlagen erlitten und war bereit den Frieden theuer zu erkaufen, aber Napoleon stellte gar zu harte Bedingungen, und die Verhandlungen dröhnten sich zu zerbrechen. An diesem Zeitpunkte trat Friedrich Stapp in Wien ein, und eine große Parade, die Napoleon am 13. October in Schönbrunn abhielt, schien ihm zur Ausführung seines Aufsatzes geeignet. Zuerst hatte er sich mit einem Stodogen bemessen, dann aber ein großes Kissen gemessen, das seine Hintersicht verdeckt hätte, nachdem er sich an den Kaiser herangebracht, angeschlossen um eine Wittschrift zu überreichen. Er hatte nicht damit gerechnet, daß scharfe Augen über Napoleon machten, und so fielen die wiederholten Annäherungsversuche des Jünglings dem General Napp und dem Marschall Berthier auf Napp ein Küsser von Geburt, wies ihn in deutscher Sprache zurück; wenn er etwas vom Kaiser wollte, so möge er nach Beerdingung der Parade warten. Da aber Stapp sich immer anfälliger gebierte, ließ ihn Napp durch einen Sensarmarieroffizier festnehmen, und bei der Durchsichtigung fand man bei dem jungen Menschen das Rückenmesser. Auf alles Inquirenten haite er nur die eine Antwort: nur Napoleon könne er es sagen, bis man schließlich fragte, ob das Messer zu einem Angriff auf den Kaiser bestimmt gewesen sei. Da erwiderte er: Ja. Der Kaiser wurde von dem seltsamen Vorfalle benachrichtigt und ließ den Gefangenen vor sich führen. Napp machte den Dolmetsch, und nach seinen, in Bourienne's Memoiren mitgetheilten Angaben soll sich folgende Unterredung entsponnen haben:

Kaiser: Was wollten Sie mit Ihrem Messer thun?
 Stapp: Sie tödten.

K.: Sie sind wahnsinnig, junger Mensch, sie sind Alumnat.

St.: Ich bin nicht wahnsinnig, und ich weiß nicht, was ein Alumnat ist.

K.: Wo sind sie frant!
 St.: Keineswegs, ich befinde mich wohl.

K.: Warum wollten Sie mich denn tödten?
 St.: Weil Sie das Unglück meines Vaterlandes sind.

K.: Habe ich Ihnen etwas zu Reide gethan?
 St.: Wir, wie allen Deutschen!

K.: Bon wem sind Sie abgehängt? Wer trieb Sie zu diesem Verbrechen?

St.: Nur die feste Ueberzeugung, daß ich mit Ihrem Tode meinem Vaterlande und Europa den größten Dienst leisten würde, hat meine Hand bewogen.

K.: Sie sind verrückt, sage ich Ihnen, oder frant.
 Nachdenklich sprach der Kaiser, den Puls des Gefangenen untersucht und ihn normal befunden hatte, saß Napoleon zu inquiren fort: „Sie haben einen schwärmerischen Kopf. Sie werden Ihre Familie mit uns Unglück klünnen. Ich will Ihnen das Leben schenken, wenn Sie mich um Verzeihung bitten.“

Stapp: Ich will keine Verzeihung; ich empfinde das lebhafteste Bedauern, daß mit mein Vorhaben nicht gelungen ist.

Kaiser: Zum Teufel, ein Verbrechen scheint Ihnen nichts zu gelten.

St.: Sie ums Leben zu bringen, ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht.

K.: Wen stellt das Porträt dar, das man bei Ihnen gefunden hat?

St.: Ein Mädchen das ich liebe.

K.: Sie wird gleich betriibt sein über Ihr Abenteuer.

St.: Ja, weil es mir nicht gelungen ist; sie verabscheut Sie ebenso sehr wie ich.

K.: Wenn ich Sie aber begnadige, werden Sie es mit Dank wissen?

St.: Ich werde von Neuem mein Vorhaben durchzuführen suchen.

Napoleon hätte in diesem Falle gern Gnade gewiß, aber der junge Fanatiker lehnte sie trotz ab. Der Kaiser wollte sich nicht ausbenden lassen, daß hier nicht verbrecherische Versuch eines Einzelnen vorlege, sondern eine Beschöndung, und bald machte er die Alumnaten, bald gewisse Personen an den Höfen von Berlin und Weimar verantwortlich: „Ich sage Dir, es sterben einige

Weiber dahinter, rachelüchtige Furien!“ Stapp wurde darauf noch von dem General Bauer ins Verhör genommen aber auch dieser brachte nichts von ihm heraus. Das Kriegsgesetz sprach ihn natürlich schuldig, und am 17. October wurde er zu Schönburk erschossen. Vom 14. October an hatte er die Annahme von Nahrung verweigert und auf Jureben geantwortet: „Es bleibt mir Kraft genug, um zum Tode zu gehen.“ Seine letzten Worte auf den Richtplatz waren: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod dem Tyrannen!“

So die Angaben nach französischen Gewährsmännern, welche hervorheben, daß die Festigkeit des jungen Fanatikrs auf Napoleon einen bedeutenden Eindruck gemacht habe, ja Bourienne sagt gerade heraus, daß der Kaiser durch den merkwürdigen Vorfalle zur Beschlagnahme des Friedensschlusses gebracht worden sei; das Gleiche besichtigt Champanny, Herzog von Cadore. Dasselben Bemährmänner schildern Stapp als einen Jüngling von angenehmen, sanften Gesichtszügen und von schüchternem Benehmen, das auf alles eher denn auf blutige Gewaltthat haben schließen lassen. Ein Psychiater wurde freilich zu den Verhören nicht zugezogen, und wäre dies geschehen, so würden voraussichtlich bei dem Verleuteter, der, kaum achtzehnjährig, durch einen Mord die Welt zu befreien gebachte und dabei ein wahrhaft findisches Ungelächel und einen sinnlichen Trost bewährte, die Spuren des Wahns nicht unentdeckt geblieben sein.

Ausstellung kirchlicher Kunststoffe.

Im Vichthofe des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin ist eine Ausstellung von Parament-Stoffen und kirchlichen Stücken eröffnet worden, welche den Zweck hat, für die vielen im Bau begriffenen Kirchen Anregung und Hinweise auf vorhandene Vorbilder zu geben. Es haben sich an dieser Ausstellung beteiligt vor allem die Crefelder Paramenten-Anstalten des Herrnietienitius und der Geb. Stoffregen in Hannover, uneres hiesigen Stabsticherei-Krankenhauses, sowie des Westfälischen Paramenten-Vereins in Ludwigslust. Auch einzelne Ateliers, wie das von Fräulein Beffer-Vettelbe, Prüfer, Fr. Dr. von Wedell in Berlin und Bodt in Herrnhut sind reich vertreten. Aus der Stoffammlung unseres kirchlichen Kunstgewerbe-Museums selbst sind kostbare Stücke beigeleitet: Stolen, Artopendien, Ketzstäucher und so weiter aus Deutschland, Italien und Spanien, die ihr Entstehen bis ins 13. Jahrhundert zurück datiren. Leider müssen wir gerade im Vergleich zu den daneben ausgestellten gewiß sehr fleißig und kunstreich ausgeführten moderneren Arbeiten doppelt bedauern, daß an einigen dieser wundervollen alten Eporämäntel, Artopendien u. s. w. der Jogh der Zeit sich schon recht bemerkbar macht. Denn trotz allen kraftvollen Strebens ist jene künstliche Naturkeit in der Wiedergabe der Gestalten, der feinen Tönung der Farben hat noch nicht entfernt erreicht. Besonders ins Auge fallen ist dies an einer unter dem Original ausgefallenen Nachbildung eines Artopendiums des 15. Jahrhunderts aus der Marientirche in Danzig in Jopstich-Schickel zwar höchst kunstvoll ausgeführt durch das Westert-Atelier der Ateller aber wo bleibt der wundervoll sie Ton des Faltenswurfs an dem blauen Gewande der Maria, wo der naive natürlische Ausdruck in den Gesichtern der beiden Figuren im Vergleich zum Original? Das allzu Glatte, Süßliche ist es, woran die moderne Paramentenkunst allzu sehr leidet, ein etwas freier Zug könnte nur Gewinn bringen. Steht doch die Technik des Stickers aus bei uns in hoher Vollkommenheit, wie einzelne Stücke der Ausstellung beweisen, darunter besonders die wundervollen Paramente aus der hiesigen Englischen Georgskirche, so dann ein nach einem Entwurf des Bararates Grafenberger ausgeführter Altarumhang der Johanniskirche in Ludenwalde u. a. m. Feinste Farbzusammenstellungen und vollendete künstlerische Ausführung zeichnen diese, sowie einige nach eigenen Entwürfen gearbeitete Paramente aus dem Westert'schen Atelier aus. Der Werkstätt von Geb. Stoffregen entstammen drei Weißnachts-, Oster- und Pfingst-Frontale für evangelische Kirchen zum Theil nach Entwürfen von Vater Mittag. Besonders ist das Pfingst-Frontal von außerordentlich feiner Farbe-Tönung in drei Blau, drei lila-rosa und Gold. Ebenso hervorragend ist die vom Paramenten-Verein des Stabsticherei-Krankenhauses für die hiesige Friedenskirche gestickte Altardecke aus weiß und gelb dunklerer Seide in prachtvoller Applicationstücker ausgeführt. Auch auf Congress-Teinen, mit Kreuzstich in rother oder gelber Füllweide bezieht, sind einige höchst stilvolle Decken und Ketzstücker vorhanden, sowie auch eine in grobem Fisel mit Durchzug-Arbeit verzierte Decke. Unter den ausgestellten reichen und zum großen Theil mit Kunst und Gehmacd stillstirren Webe-Orngeweisse der Crefelder Fabricanten finden sich Stoffe von hohem Werth und besonderer Pracht in Sammetvolant, goldgezierter Seidenstoffen nicht den entsprechenden prachtvollen Belegstücken aus Vorken, Kreuzen, Kappen und Säben. Ferner sind vorhanden sehr stilvolle Futterstoffe aus dem halbbaren Käpserleinen und der eben so haltbaren Zupfweide. Unter den Crefelder Kunststoffen seien auch die nach alten Mustern mit vielem Erfolg gewebenen Wallstoffe zum Theil mit Gold durchwirft — und Leinen-Decken. Diese scheinen so recht geeignet, den Wunsch der Crefelder Fabricanten zu erfüllen, daß kirchliche Kunststoffe auch wieder profanen Zwecken dienen und wie einst ihren Weg mehr in reiche Patrizierhäuser nehmen möchten. In der That kann der Anblick dieser edlen Gewebe jeden mit Kunstsin und Gehmacd begabten Menschen nur dazu verleiten, solche Wünsche der praktischen Crefelder vorzuziehen zu sehen und vorzuzuziehen zu sehen.

Für die Redaktion verantwortlich: i. D.: R. K. K. K. K.